Frankreich und das Deutschthum

Paris der eigentliche Herd des Kriegsgedankens. — Frankreich's Bemühen, das deutsche Volk niederzuhalten. — Frankreich's Verständnislosigkeit für deutschen Geist. — Der Bankier der Welt in Nöthen.

Von **F. Roger Wieth.**

Die öffentliche Meinung [illegible] zu beeinflussen und bestimmte Gedanken in die Weltgeschichte zu lenken, ist — wissenschaftliche Grundsätze zusammengenommen — [illegible] Sache weniger eigen, als dem deutschen. „Mag doch die Regierung unsere Sache vertreten," heißt es da immer. [illegible] die deutsche [illegible] wurde [illegible] geführt. Das große politische Werk und die Entwicklung des [illegible] hat, der Gründung des neuen Reiches [illegible] den Einwirkungen des deutschen Volksinstinkt. Das hatte seinen natürlichen Grund in dem gewaltigen Werke des ersten Kanzlers, der der öffentlichen Meinung des ganzen deutschen Volkes zutrug ruhig seinen Weg ging. Er selbst hat zwar gesagt: „Setzen wir nur das deutsche Volk in den Sattel, reiten wird es schon können." So lange er aber wirkte, führte er Germanias Roß mit starker Hand am Zaum, und sie fühlte sich so ganz sicher.

Und doch ist die politische Willensführung eines Volkes von ungeheurem Werthe, mag sie auch gelegentlich die Unterhandlungen der Diplomaten führen. Italien wirft in dem jetzigen Krieg die Volksstimmung auf die Wagschale der Entschlüsse, Frankreich that es immer.

Die eigentliche öffentliche Meinung Frankreichs war seit Jahren nicht mehr Deutschland feindlich. Man hatte sogar viel von einem Bündnis der „beiden größten Nationen" gesprochen. Und wer französische Geldeinschätzung kennt, der muß das schon als einen eminenten Erfolg ansehen, denn vordem gab es doch nur eine "grande nation", und das war selbstverständlich die französische.

Der französische Bürger ist schon lange ein ruhiger Mann geworden und beurtheilt heute mit klaren Augen die Greuel der französischen Revolution und die Kette von Kriegen, in die der erste und dritte Napoleon die Welt gestürzt hatten.

Er hat ein bestimmtes Ziel und dieses Ziel ist, ein kleines Kapital zu ersparen, mit dessen Zinsen er für den Rest seines Lebens auszukommen hofft. Hat er diese Summe erspart, legt er sie in Staatsrenten an und zieht sich vom Erwerbsleben zurück.

So wurde der kleine Bürger Frankreichs der Bankier der Welt, während der Deutsche sein Erspartes im Lande ließ und mit ihm die deutsche Industrie weiter und weiter entwickelte.

Schon im Jahre 1910 betrug der nationale Vermögenszuwachs in Deutschland 10⅓ Milliarden, in Frankreich nur 7¼ Milliarden. Von diesen 7¼ Milliarden entfallen etwa 2¾ Milliarden auf das, was der Pariser mit dem Sammelnamen „Rue de la Paix" bezeichnet, also Fremdenverkehr, Kleiderindustrie, Schmuck und anderes. So ist die eigentliche Sparsumme nur mehr 4½ Milliarden gewesen.

Wie damit seitens der allmächtigen Clique der vereinigten Bankdirektoren, Pressesyndikate und Politiker gewirthschaftet wurde, ist nicht zu sagen. Es wurden nur solche Papiere in Paris zugelassen, bei denen die Macher dick verdienten. Nur einer war der Leidtragende: "le petit bourgeois". Und das war der Bankier der Welt!

In Ländern, in denen Deutschland und England verdienten, wie in Argentinien und Südbrasilien, verlor er sein Geld auf Hypotheken überwertheter Güter, in Rußland wurden 10 Milliarden angelegt und unter der Suggestion der russophilen Presse eine Milliarde Serbien gegeben. Diese letztere Anlage bereitete Frankreich den größten Schaden, denn sie brachte den Balkankrieg, der Frankreich keineswegs erwünscht war. Wollte man doch alle Kräfte gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn vereinigt wirken lassen. Während und nach dem Balkankriege war in Frankreich alles Geld wie durch Zauberspruch verschwunden. Das übliche Gold war nicht zu sehen und es war unmöglich, auf ein Haus in den Champs Elysées eine erste Hypothek zu bekommen.

Der französische Generalstab drängte trotzdem darauf, Rußland noch weitere 2¾ Milliarden zu geben, um die strategischen Bahnen auszubauen, die die Mobilisirung beschleunigen sollten. Aber Frankreich konnte nicht mehr! Nach den Verlusten in Südamerika und besonders am Farquar-Syndikat, nach den Anleihen in allen fremdartigen Ländern und nach der ungeheuerlichen Ausbeutung seitens Rußlands war es unmöglich, noch die 2¾ Milliarden Rußland auszuzahlen. Es wurde trotzdem die Anleihe abgeschlossen, indes nur 500 Millionen ausgezahlt. Der Rest sollte in weiteren vier Raten ausgeschüttet werden.

Aber die russischen Vertrauensmänner, die in den Banken ebenso Bescheid wußten, wie in all den Cafés, in denen sie mit den anderen gerngesehenen Fremden das Geld mit vollen Händen ausgaben, das sie vorher geborgt hatten, sahen, daß Frankreichs Quelle versiegt war.

Da gab man der allslavisch-russischen Partei das Zeichen, und es erklang über Deutschland und Oesterreich-Ungarn hinweg der Ruf Moskaus: „Wir sind fertig, Frankreich muß es auch sein!" — Schon im April rief Sven Hedin Europa auf und wies auf Rußland, das seine Grenze von Wasa bis Odessa in ein Feldlager ausgestaltet und alle ostasiatischen Truppen dort bereit hatte. Schon im Mai sagten die russischen Blätter voraus, daß Ende Juni, anläßlich des Besuches des Erzherzogs Franz Ferdinands in Sarajevo große Ereignisse bevorstünden. Vier Tage vor dem Attentat eilte König Nikita mit seinem Sohne Danilo heim von München und der ehrwürdige Patriarchenbart Nikola Paschitschs war nicht wie [illegible] in Marienbad zu sehen. Aber [illegible] verhinderte der russische Kriegsminister dem deutschen Botschafter [illegible] auf Ehrenwort, er wisse von nichts.

Es dürfen [illegible] keinerlei falsche Schlüsse gezogen werden. Alles war Zufall, ebenso, wie zufällig der [illegible] Gang von dem Kgl. Schloß zu Belgrad zur russischen Gesandtschaft [illegible] nach der Ermordung König Alexanders zugemauert wurde.

Monsieur Poincaré ist ein Mann, der sein Wort hält, darüber ist kein Zweifel. Er war der Kandidat Rußlands auf den Präsidentenposten, und er hatte ihn nur angenommen, „um Elsaß-Lothringen vom deutschen Joche zu befreien und um Frankreich zu retten." — Das wußte jeder [illegible] in Paris seit er als Ministerpräsident auf Kriegsschiffen nach Petersburg fuhr. Aber schon damals traf er die deutsche Flotte. Er deutete es gut für sich, denn er ist abergläubisch. Mit Deutschland rechnete man nicht mehr. Es hatte Oesterreich 1908 abgehalten und 1912 alles aufgeboten, um den Krieg zu vermeiden. In Paris wurde sogar behauptet, Kaiser Wilhelm hätte zu Franz Ferdinand in München, bei der Bestattung des Prinz-Regenten Luitpold gesagt: „Mache nicht soviel Lärm mit meinem Säbel". Herr Poincaré hatte seine jetzige Frau geheirathet, weil er eine Tagfahrt in ihrem Scheidungsprozeß verbummelte und sie diesen deshalb verlor. Er war nicht der Mann, Rußland im Stiche zu lassen, nachdem er eben erst in Petersburg die Freundeshände gedrückt hatte, nur weil Frankreichs Heer keine Ausrüstung hatte oder Millionen Menschen vernichtet werden könnten. Dazu noch gegen die sales Prussiens et ces autres chiens, ces sales boches! Das wäre doch nicht chique gewesen. Also Krieg!

Wer ist für ihn verantwortlich? Ist es wirklich Serbien, ist es Rußland, ist es das mit Haß geschmähte England, die all das Unglück über die Welt gebracht haben? Ja und nein.

Frankreich hatte Rußland und Serbien das Geld zum Kriege gegeben, Frankreich hatte die Reformen in Mazedonien vereitelt, Frankreich die gelbe Presse Englands inspirirt, denn es konnte seine Rachegelüste gegen das verhaßte deutsche Volk nicht verwinden. Frankreich lieferte Geschütze in ungeheurer Zahl an Rußland und Serbien, damit diese Oesterreich niederringen, das zu Deutschland stand. Frankreich schürte den lang vergessenen Haß des italienischen Volkes gegen Oesterreich, um es von den natürlichsten und nächsten Zielen berechtigter Ansprüche abzulenken. Und das Land Cavours und Crispis hört auf d'Annunzio! Es vergißt Corsica, Nizza, Algier und vor allem Savoyen, das Stammland seines Herrscherhauses und soll Krieg führen gegen seinen Verbündeten von gestern — Oesterreich? Es soll Preußen-Deutschland, aus dessen Hand es nach den Niederlagen von Custozza und Lissa Venezien erhielt, im Stiche lassen, sich für ewig bündnisunfähig machen, damit der Krieg der Herren Iswolsky, Poincaré & Comp. gerettet werde. Weil Frankreich es wünscht, um Frankreichs maßlose Eitelkeit fließen Ströme von Blut.

Der einzelne Franzose ist vernünftig, aber in der Masse ist die Ehrsucht die einzige Triebfeder. Keiner will zurückstehen in dem Haß gegen das deutsche Volk.

Sie haben die ganze Welt zu Hülfe gerufen, um gegen die teutonischen Centralmächte zu kämpfen. Aber vergebens. Frankreichs zwei Hauptwaffen, die es sich heimtückisch ersonnen, Unterseeboote und Aeroplane, versagen neben den Leistungen der deutschen Gegner. Seine Banken verweigern den Einzahlern ihr Geld und die Kriegsanleihen sind ein Fiasko neben jenen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Seine ganze vereinigte Flotte liegt vor den österreichisch-ungarischen Häfen monatelang, und das einzige Resultat ist der eigene Verlust einiger der größten Einheiten, wie später vor den verhöhnten Dardanellen. Frankreichs Haubitzen werden Montenegro zur Hülfe geschickt und auf der dominirenden Höhe des Lowzen aufgestellt, um sofort von den österreichischen Kriegsschiffen zerstört zu werden und gegen die Forts wirkungslos zu bleiben. Frankreichs Heere ziehen in Berlin und das kleine Detachement, das nach Montenegro entsandt war, in Budapest ein, als Gefangene aber, und das hatten sich die Herren Poincaré, Iswolsky und Delcassé anders vorgestellt.

* * *

„Sie waren vorbereitet!" schreien nun die Franzosen, denn es gelang Japan, England, Belgien, Frankreich, Montenegro, Serbien und Portugal nicht, das teutonische Volk niederzuringen, damit Frankreich wieder die "grande nation" sein könne. Und nun beginnt der Krieg der Feder. Soweit, wie das täglich geschieht, Kriegs- und Jägerlatein verbreitet wird, lohnt es ja gar nicht, zu antworten, wenn uns aber Herr Louis Dimier die Freude macht, uns einen tiefen Blick in die Abgründe französischen „Gelehrtenthums" zu erlauben, so nehmen wir den Handschuh mit Freuden für die germanische und deutsche Sache auf. — Ist es schon unerhört, daß Tacitus, doch sicher ein Lateiner, seine Germania schrieb und Houston Stewart Chamberlain seine Grundlagen des 19. Jahrhunderts, so wird der Gipfel des Unerlaubten erreicht, wenn spanische und skandinavische Gelehrte auch für die deutschen Barbaren eintreten.

Wie schön that doch d'Annunzio Chamberlains Buch mit dem einzigen Satze ab: „Alle sind Deutsche." Wer wird sich auch mit einem entarteten Engländer auf eine eingehende Debatte einlassen. Er könnte [illegible] antworten [illegible], daß es so viel leichter [illegible] zu schreiben und den Ausspruch auf Treue zu ehren, [illegible] Chamberlain zu antworten.

Und überhaupt dieser allgermanische Gedanke! [illegible] zu fühlen, haben doch die Franzosen ihre größten Erfolge in den Jahrhunderten deutscher Uneinigkeit. Nun aber sollen sich alle Germanen solidarisch fühlen! Verständlich ist die lateinische Gemeinschaft, verständlich ist die slavische Bewegung, begreiflich ist die [illegible] Bewegung. Mit welchem Recht aber stellen sich ein Heine, ein Wagner, [illegible] ein Chamberlain in den Dienst der Völker? Natürlich ist nur zu bewundern, daß sie es zu Gunsten des Germanenthums thun! Wie können Gelehrte, wie Louis Dimier, der sich die Denkwürdigkeit durch die Behandlung der Thatsache erwirbt, das deutsche Volk hätte sich vor 44 Jahren zum ersten Male in der Geschichte zu einem Reich und Staatswesen zusammengeschlossen, Männer wie die [illegible] Germanen in französischen Akademien dulden? Louis Dimier, der den Muth der Ueberzeugung hat, von den Merowingern, Ottonen, Staufen und der Jahrhunderte langen Regierung der Habsburger als Deutsche Kaiser nichts wissen zu wollen, kann nicht einen Chamberlain, Hebbel oder Nietzsche zum Kollegen haben. Sie alle haben sich nicht so unsterblich — gemacht, wie Louis Dimier mit seinem Aufsatz über die Deutschheit.

Die Phrasen, die nur die deutschen Gelehrten erfinden können: Rasse, Volk, Stamm! Dazu erst „Urvolk" und ähnliche Dinge! Da sind doch die Franzosen klüger. Sie sind Gallier, wenn sie mit Schotten reden, Franken, wenn sie mit Flamen oder Engländern sprechen und Latiner, wenn sie d'Annunzio für sich gewinnen wollen.

Nur das maurische Blut wollen sie nie einzestehen. Wohin würde die ganze objektive Wissenschaft und der ehrwürdige „Revanche-Gedanke" kommen, wenn diese allgermanischen Pseudogelehrten England, Deutschland, Oesterreich, Skandinavien, Holland, die Schweiz, Amerika, Canada, Australien und Südafrika durch den Wahnsinn zu einem Bund zusammenschweißen würden. Es gäbe kein Königreich mehr, um Custozza auszugleichen, keine Engländer mehr auf dem „Hügel No. 60" und bei Ypres, und das französische Volk müßte beweisen, daß es so groß ist, wie es zu sein wünscht.

Die allgermanischen Ideale müssen unerfüllbar bleiben, denn sie würden den Frieden bedeuten und damit wäre jede Hoffnung auf Elsaß-Lothringen und Revanche vorüber.

Die germanischen Gelehrten sind auch ungeschickt. Wie recht hat doch d'Annunzio, man braucht nur etwas lange genug zu behaupten, und alle Welt glaubt es schließlich. Man wird sich doch nicht auf Auseinandersetzungen einlassen. Er behauptet, er würde aus Triest „ein zweites Hamburg" machen, und freudig würden Oesterreich, Deutschland und die Schweiz in gesteigertem Maße über Triest ihre Waaren verschiffen, sobald es italienisch ist. In Graz muß dann eine italienische Universität eröffnet werden, damit bei nächster Gelegenheit auch dieses Land beansprucht werden könne. Er stellt muthig die Behauptung auf, auch Fiume und Dalmatien wären italienisch. Wer wird da widersprechen? Etwa die Columbia Universität? Unvergängliche Verdienste um die Sache des Kriegslateins haben sich d'Annunzio und Dimier erworben.

* * *

Die Erkenntnis der Rassenfrage, das ist es, was sie fürchten, die Herren von der „lateinischen" Rasse. Ist es doch so niederschmetternd aus dem Munde oder durch die Feder eines englischen oder skandinavischen Gelehrten zu hören, daß die Renaissance durch das Aufgehen der norditalienischen Langobarden und anderer Gothenstämme in der Kultur Roms entstanden ist, daß Spaniens, Frankreichs Adel Blut der verhaßten Germanen in seinen Adern hat. Was aber war die Hugenottenverfolgung anderes, als der Haß der gallischen und romanischen Unterklassen gegen den Adel und das Patrizierthum gothischer und fränkischer Abstammung?

Dann kam die französische Revolution, die hinschlachtete, was noch verblieb. Die napoleonischen Kriege nahmen durch 26 Jahre die herangereifte Jugend den Müttern weg, um sie auf den Schlachtfeldern Europas verbluten zu lassen. Greise Krüppel und die herrlichen Frauen Frankreichs blieben übrig. Das erklärt das Bild, das heute Frankreichs Volk bietet. Wenn man weiß, daß der Rest an Männern nach den napoleonischen Kriegen die heutige französische Nation geschaffen hat, kann man nicht überrascht sein, daß Frankreich lechzt nach einer Blutauffrischung durch Elsaß und Lothringen. Die Männer der Bretagne und Normandie haben niemals Lust gehabt, in die völkischen Niederungen der Seine-Bewohner hinabzusteigen und ihr Blut mit diesen zu mischen.

Wie soll man aber Unbefangenheit, Gerechtigkeit von „Gelehrten" erwarten, die sich nur dort unterrichten lassen, wo sie im Vorhinein der bedingungslosen Zustimmung sicher sind, und die die stolzesten Namen der Wissenschaft von den Listen ihrer Akademien streichen, wenn ihre Träger es wagen, wissenschaftlich wahr zu bleiben. —

Die Geschichte ist die gesammelte Erfahrung der vorangegangenen Geschlechter und die Völkerkunde der Schlüssel, in ihr Innerstes einzudringen. Was man dort dann sieht, ist nicht von der Art, daß es den Herren d'Annunzio und Dimier Freude machen könnte.

Wenn man germanische Kultur verleugnet und verhöhnt, wenn man ihr abspricht, was sie der Welt geleistet hat, dann ist es auch nicht erstaunlich, wenn man sich auch sonst unsterblich blamirt.

Das französische Volk ist erschöpft von den Abenteuern seiner geistigen Führer, es wird bald erkennen, daß die Barbarei der Teutonen das Ergebnis geistiger, moralischer, physischer und wissenschaftlicher Ueberlegenheit ist.

Leute wie d'Annunzio werden mit der höhnischen Phrase: „Alle sind Deutsche" den Antheil der Teutonen an der Entwicklung der ganzen Welt zur heutigen Höhe ebenso wenig vergleichen können, wie Dimier, der Fichte citirt und dann fragt: „Wer sagt du nicht?" — Wenn ein Volk gegen eine Welt von Feinden und Neidern in Frieden und Krieg allein und ohne Hülfe Stand hält und die anderen sogar die gelben Horden Asiens zur Hülfe rufen müssen, weil ihre acht Verbündeten und afrikanischen und indischen Mitbürger nicht genügen, dann ist es klar, wie das Urtheil der kommenden Geschlechter lauten wird.

Auch Japan soll jetzt Frankreichs Glanz erneuern helfen. Zu diesem Zweck hat nach den andern nun auch Herr Stephan Pichon das Wort ergriffen. Er spricht zu dem Volke der „Vereinigten Staaten", um diesem die Bedenken und „Vorurtheile" gegen die gelbe Rasse zu zerstreuen. Wird es jemandem gelingen, den er überzeugt hat? Wir glauben es kaum.

Nur ein schwarzer Punkt ist auf dem fernen Himmel zu erblicken, das ist der japanische Landhunger. Von einem kleinen Inselreich, wie Pichon selbst sagt, hat Japan sich in fünfzig Jahren zu einer sich stolz an die Seite der Großmächte stellenden Nation entwickelt. Und wenn niemand mehr von den Leuten sprechen wird, die heute den bitteren Haß gegen die teutonischen Mächte schüren, wird das Kaiserwort in leuchtenden Lettern an der Wand den Diplomaten als Mene Tekel erscheinen: „Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter!" In Wirklichkeit ist es die ganze weiße Rasse, die bedroht wird durch den haltlosen Ausbreitungsdrang Japans, das China, das Inselreich des Stillen Ozeans, Mexiko und Californien als sein natürliches Imperium ansieht.

Deshalb wendet sich Herr Pichon an die Amerikaner, um ihre „Vorurtheile" zu zerstreuen. Mag Amerika, mag die ganze Welt zugrunde gehen, wenn Frankreichs große Nation nicht mehr bestehen kann.

Auch Herr Pichon kennt die Geschichte des alten deutschen Reiches nicht, denn er vergleicht die kurze Spanne französischer Macht von Henry IV. bis Ludwig XV. und die 26 Jahre der napoleonischen Zeit mit des teutonischen Volkes viermaligem Neuerstehen! Neuerstehen nach der römischen Zeit. Neuerstehen unter Karl dem Großen, der mit seinen Westfranken das Land des Herrn Pichon beherrschte. Neuerstehen unter Rudolf von Habsburg bis zu Karl V., dessen Weltreich lange vor jenem Britanniens kam. Neuerstehen nach Jena und Wagram, nach Tilsit und Schönbrunn durch Aspern, Leipzig und bis Waterloo. Oder sagen wir gleich, bis Versailles.

„Wir waren einst" sagt Herr Pichon. „Aber Ihr seid nicht mehr" wird die Antwort der Weltgeschichte sein. War nicht auch Aegypten, Rom, Carthago, Dänemark, Holland und zuletzt Spanien?

Wir haben oben als eine Möglichkeit zugegeben, daß das französische Volk, trotz aller zähen Wühlarbeit seiner Politiker diesen Krieg nicht wollte. Aber sicher war kein Volk friedlicher gesinnt, als das deutsche. Ja, seine grenzenlose, als Schwäche angesehene Friedensliebe war eine der Hauptursachen des Krieges. Jetzt, da der Ueberfall nicht in erwarteter Weise verläuft, heißt es, sie waren vorbereitet! Und die Wahrheit ist doch nur: Sie sind stark, stark wie es niemand geglaubt und wie sie selbst es vielleicht kaum gewußt haben: stark im Recht, stark in der Treue und stark in der geistigen und physischen Ueberlegenheit über alle Feinde.

— In Altheide in Schlesien ist der Bruder des russischen Generals v. Rennenkampf an einem schweren Herz- und Nierenleiden gestorben. Er wohnt seit langem in Deutschland, hat in Rawitsch eine Besitzung und hatte sich von dort nach Altheide begeben, um Genesung zu suchen. Die Leiche wurde nach Rawitsch übergeführt.

— Obgleich Zinn doch schon seit mehreren Jahrhunderten vielfach im Gebrauch ist, sind von Archäologen wirklich alte Zinngefäße doch nur sehr selten gefunden worden. Die Ursache davon ist aber nicht darin zu suchen, daß Zinn etwa durch Verrostung zerstört wurde, denn dieses Metall verbindet sich nicht chemisch mit dem Sauerstoff der Luft oder des Wassers, sondern in dem Umstande, daß es einer Art Zerfall unterliegt, der in einer Veränderung seiner kristallinischen Struktur besteht, dessen Natur aber bisher noch nicht zweifellos erkannt ist. Der Vorgang endet in der Verwandlung des Metalls zu einem feinen grauen Pulver. Diese Verwandlung geht zu der einen Zeit schneller, zur anderen langsamer vor sich und scheint von einem zinnernen Gegenstand auf einen anderen übertragbar, also gewissermaßen ansteckend zu sein.

Seeminen.

Die Unterhaltung, der in dem jetzigen Kampfe mit aller Heftigkeit [illegible] ist, hat die Aufmerksamkeit auf jene Mittel [illegible] Führung eines [illegible] Krieges unbedingt erforderlich sind. Neben den Torpedos und Unterseebooten, deren Entwicklung wir bereits [illegible] haben, spielen die Seeminen im Seekriege eine ganz hervorragende Rolle.

Es gibt Kontakt- und Beobachtungsminen. Beide sind [illegible] Behälter, mit einer [illegible], mit Schießbaumwolle gefüllt. Während [illegible] Kontaktminen [illegible] werden, dienen die Beobachtungsminen zur Sicherung von Häfen und [illegible]. Die Minen werden mit Drahtseilen an schweren Gewichten derart befestigt, daß sie ungefähr drei Meter unter der Wasseroberfläche schwimmen. Am Oberteil der Kontaktminen befinden sich Bleikappen, die mit einer Säure gefüllte Glasgefäße enthalten. Stößt ein Schiff gegen eine dieser Kappen, so wird diese verbogen und das unter ihr befindliche Glasgefäß zerbricht. Die Säure ergießt sich über eine unter der Kappe angebrachte Zink-Kohlenbatterie und der dadurch erzeugte elektrische Strom bringt einen innerhalb der Sprengmasse befindlichen Zündapparat zum Glühen und die Mine zur Explosion.

Das Legen der Minen erfordert wegen der großen Gefahren viel Vorsicht und ein gut geschultes Personal. Um die vielen Unglücksfälle, welche früher bei dem Legen von Minen entstanden sind, zu verhindern, hat man eine Sicherung in die Leitungsdrähte eingeschaltet. Kurz bevor die Mine gelegt wird, schraubt man den Leitungsdraht zusammen, so daß, wenn eine zufällige Berührung der Bleikappen stattfindet, der elektrische Strom unterbrochen ist und die Mine sich nicht entzünden kann. Zum Legen von Seeminen besitzt man besondere Schiffe mit großer Aufnahmefähigkeit. Die deutsche Marine besitzt drei solcher Minenschiffe.

Mit den Beobachtungsminen hütet man die Kriegshäfen. Dafür sind die Minen mit einer Beobachtungsstation durch ein elektrisches Kabel verbunden. Die Station hat eine „Camera obscura". Mit Hülfe von optischen Linsen und Spiegeln projicirt das Hafenbild in verkleinertem Maßstabe auf einem weißen Tisch. [illegible] Lagen der Minen in [illegible] werden die Punkte auf dem Tisch markirt. Über diese Minen hinweg können nun Schiffe ungefährdet aus- und einfahren. Nähern sich aber dem gesperrten Hafen feindliche Schiffe, so wird der Wachhabende auf den Stationen in dem Moment, in dem ein feindliches Schiff einen auf dem Tisch markirten Punkt überfährt, den elektrischen Strom schließen und die Mine zur Entzündung bringen. Um das Einlaufen von feindlichen Schiffen im Nebel oder bei Nacht zu verhindern, befinden sich zwischen den Minen noch Registrirapparate, die das Ueberfahren auf der Station automatisch anzeigen. [illegible] „Camera obscura" [illegible] Kommando [illegible].

Zum Zerstören und Auffischen von Minen gebraucht man Schiffe mit [illegible] Systems. Diese Minensuchschiffe schleppen ein mit [illegible] beschwertes Drahtseil und reißen dadurch die Minen vom Grunde los, worauf diese zur Explosion gebracht oder aber nach dem [illegible] unschädlich gemacht werden.

England's Einbuße.

Der Weltkrieg, der bereits neun Monate dauert, hat den Völkern die mannigfachsten Ueberraschungen gebracht, militärischer, politischer, wirthschaftlicher Natur. Nichts aber wird den Zuschauern, betheiligten wie unbetheiligten, unerwarteter gekommen sein als die Rolle, die in diesem beispiellosen Ringen das britische Reich spielt. Man hat ehedem von Rußland als dem Koloß mit den thönernen Füßen gesprochen. Die Erinnerung an frühere Kriege führte vielfach zu einer Unterschätzung der russischen Kraft. Wie viel man auch gegen die russischen Greuel, die in der jüngsten Zeit mit Recht die öffentliche Entrüstung erregt haben, wie viel gegen die Leistungen der Feldherren und Heere des Zaren einzuwenden habe: jedenfalls kommen die Erfolge des Dreiverbandes, soweit von Erfolgen die Rede sein kann, fast ausschließlich auf Rußlands Rechnung. Die Franzosen haben sich allenthalben tapfer geschlagen, ohne den Sieg an ihre Fahnen fesseln zu können. Ihr Loos entspricht ungefähr der Schätzung, die in Friedenszeiten landläufig war. Eine gründliche Enttäuschung dagegen hat England seinen Bewunderern bereitet, zu Wasser wie zu Lande. Und wenn der Krieg noch lange dauert, und eine Wendung ausbleibt, wie wir sie für ausgeschlossen halten dürfen, so wird kein Staat eine solche Einbuße an Ansehen und Macht erleiden, wie die „meerbeherrschende Britannia".

„Es ist eine seltsame Lage", klagt die Londoner „Morning Post", „einerseits sagt man uns, daß die englische Flotte die vollständige Seeherrschaft ausübe; andererseits lesen wir täglich von Verlusten eines oder mehrerer Schiffe in heimathlichen Gewässern". In der That, dieser Widerspruch in sich springt in die Augen. Wer in abergläubischer Scheu zu der gewaltigen Flotte des Inselreiches aufblickte, der wird längst erstaunt gefragt haben, wo die furchtbaren Ueberdreadnoughts sind, was sie vollbringen, was sie nützen. Wo sie sind? "Irgendwo", antwortet der britische Kritiker. Was sie vollbringen? Vor Jahr und Tag dachte man vielleicht, sie würden bei Ausbruch eines Krieges unverzüglich die viel schwächere deutsche Flotte aufsuchen und vernichten, würden die deutschen Kriegshäfen beschießen und zur Uebergabe zwingen, würden an den deutschen Küsten Truppen landen, Hamburg, Bremen und andere reiche Handelsstädte in britischen Besitz bringen. Was von alledem ist geschehen? Nichts. „Ja", bemerkt bitter die „Morning Post", „wenn der Feind so entgegenkommend wäre, uns zu einer Schlacht in der Mitte des Stillen Ozeans einzuladen, wäre alles schön." Aber der Feind ist nicht so gefällig und freundlich. Wobei noch die Frage ist, ob wirklich „alles schön" wäre. Auch wenn die Schlacht zugunsten Englands ausfiele, wäre mit Sicherheit anzunehmen, daß der Sieg nur mit schweren Opfern erkauft würde. Schiff gegen Schiff! Und wenn so viel englische Schiffe verloren gingen wie deutsche, wo bliebe dann die britische Seeherrschaft? Das Uebergewicht auf den Meeren ginge auf Amerika und Japan über. Indessen England scheint selbst keine Lust zu verspüren, es auf die Probe ankommen zu lassen. Seine große Flotte bleibt „irgendwo". Und das Klagelied geht weiter: „Was nützt es, ein Schiff zu bauen, das 2½ Millionen Pfund Sterling kostet, wenn es nicht in See gehen kann außer in großer Entfernung von der Basis der Tauchboote?" Die Tauchboote, die Unterseeboote scheinen berufen, die ehrfürchtige Ueberlieferung von der unbedingten Seegeltung Englands gründlich zu zerstören, je länger, je sicherer. Und vielleicht dämmert einem Theil des britischen Volkes allgemach die Erkenntnis, daß die Grey, Lloyd George, Winston Churchill zu viel eingesetzt haben, als sie leichtfertig Deutschland den Fehdehandschuh hinwarfen in dem Wahn, kurzer Hand einem unbequemen Wettbewerber den Garaus machen zu können. Wie viel Tauchboote noch, und der englische Handel leidet viel, viel mehr als der deutsche, und England ist auf die überseeische Zufuhr ungleich dringender angewiesen als Deutschland. Ruhmredig haben die britischen Staatsmänner den Hungerkrieg verkündet und ihn mit Mitteln geführt, die Englands Ansehen nicht zu erhöhen vermögen. Oder ist es eines großen, „meerbeherrschenden" Volkes würdig, anzuordnen, daß sich seine Handelsschiffe unter eine falsche Flagge flüchten? Aber auch die Hoffnung, Deutschland durch Hunger überwinden zu können, wird man heute in England aufgegeben haben. Jedenfalls ist das deutsche Volk längst gewiß, daß es ihm weder an Lebensmitteln noch an irgendwelchen Rohmaterialien fehlen wird, um den Krieg erfolgreich durchzuhalten, wie lange er auch dauern möge.

Aber nicht nur die englische Seemacht hat ihre Verheißungen enttäuscht, wie in den westeuropäischen Gewässern, so in dem Kampf um die Dardanellen, wo die britischen Verluste weit schwerer sind, als man sich jenseits des Kanals eingestehen will. Es geht nicht mehr wie einst bei der Beschießung von Alexandrien. Und ob es überhaupt gehen wird, erscheint mindestens in hohem Grade zweifelhaft. Die Erklärungen des Feldmarschalls von der Goltz werden die gebührende Beachtung finden. Sie beruhen auf erschöpfender Kenntnis der Verhältnisse. Wo ist das Landheer, dessen es benöthigt, um der türkischen Armee Herr zu werden? Freilich, Lord Kitchener hat ja, wenn man ihm glauben soll, Millionen wehrhafter Männer aufgebracht. Aber wie viele dieser Männer stehen nicht längst auf französischem Boden? Jetzt, Monate nach Beginn des Krieges? Und was hat das englische Heer hier ausgerichtet? Wie die Engländer dazumal Antwerpen nicht vor dem Fall bewahrt haben, so haben sie inzwischen weder Belgien „befreit", noch irgendwie die deutschen Stellungen erschüttert. Alle ihre Durchbruchsversuche sind Mißerfolge geworden. Und wir leben der festen Zuversicht, daß sie es auch in Zukunft bleiben werden. Daß aber heute noch, nach allen Truppensendungen aus Indien, Kanada und andern englischen Besitzungen, den Engländern der Sieg versagt ist, das bedeutet eine weitere und erhebliche Einbuße an Ansehen und Einfluß für das britische Weltreich überall auf dem Erdenrund. Vollends nimmt der unbefangene Beobachter wahr, wie dieses Reich nicht blos bei der Versorgung mit Lebensmitteln, sondern bei der Beschaffung von Waffen, Munition und den verschiedensten Kriegsbedürfnissen auf das Ausland, zumal Amerika, angewiesen ist, wie es in der Aufbringung der Mittel für den Krieg weitaus nicht an Deutschland heranreicht, wie die Bank von England Mühe hat, ihren Goldschatz zu bewahren, wie die englische Valuta im Kurse sinkt, wie den britischen Staatsmännern die russischen Absichten auf Konstantinopel und zumal die japanischen Pläne im fernen Osten berechtigte und wachsende Sorgen machen…

Diese Staatsmänner von St. James haben sich den Gang der Ereignisse vermuthlich anders gedacht, als er sich vollzieht. Sie haben sich in der Bedeutung ihrer überlegenen Flotte, in der Wirksamkeit Kitchenerschen Millionenheere, in der Treffsicherheit der silbernen Kugel'n verrechnet. Und die Völker allenthalben beginnen den Glauben an Englands Macht zu verlieren. Diese Einbuße ist von nicht zu übersehender Tragweite für die Zukunft. Sie untergräbt die Grundlagen der britischen Weltmacht, voraussichtlich um so mehr, je länger der Kampf währt. Begreiflich daher, daß die „Morningpost" bei dem Stolz auf die große Flotte und der Ohnmacht gegenüber den Tauchbooten nicht weiß, wie der Widerspruch zu lösen sei und sich bei dem Trost bescheidet: „Laßt uns alle von Herzen hoffen, daß die Lösung kommen wird." Aber das Problem greift über die Flottenfragen hinaus; es gilt für die ganze Machtstellung des britischen Reiches. Und die englischen Kriegstreiber haben dieses Problem gestellt, ohne selbst zu ahnen, was sie thaten.

Die Unzufriedenheit in Rußland.

Die Mißstimmung in Rußland gegen den Krieg und die Regierung wächst — wie man dem „Aftonbladet" schreibt — immer mehr und mehr. Sie findet ihren Ausdruck in Strikes, in Unruhen verschiedener Art, Brandstiftungen u. s. w. So ging kürzlich ein Theil der großen Baltischen Werft in Petersburg in Folge Brandstiftung in Flammen auf, bei welcher Gelegenheit eine Menge Kriegsmaterial zerstört wurde. Mehrere an der Werft angestellte Arbeiter, die man im Verdacht hatte, an der Brandstiftung betheiligt zu sein, wurden ohneweiters gehenkt. Gleichzeitig wurden die Censurbehörden verständigt, sie sollten streng darüber wachen, daß auch nicht das geringste auf dieses Feuer Bezügliche in die Oeffentlichkeit käme. Die sozialdemokratischen Arbeiter protestiren fortgesetzt gegen den Krieg und beginnen überall, wo es ihnen möglich ist, Strikes. Diese werden von der Regierung mit blutiger Hand unterdrückt und gleichzeitig sorgt diese dafür, daß auch nicht die geringste Nachricht hierüber durch die Presse zur Kenntnis der Allgemeinheit gelange. Besonders machen die Zustände in Sibirien der Regierung Sorgen. Schon bei der ersten Mobilisirung entstanden an mehreren Stellen in Sibirien Unruhen. Die Wehrpflichtigen weigerten sich in mehreren Distrikten, zu den Fahnen zu eilen, und als man sie mit Gewalt einziehen wollte, leisteten sie bewaffneten Widerstand. Als Militär entsandt wurde, um die Widerspenstigen zum Gehorsam zu zwingen, entstanden förmliche Schlachten zwischen diesen und den Soldaten mit vielen Verwundeten auf beiden Seiten. Mehrere Städte und Dörfer gingen in Brand auf und eine große Anzahl der sibirischen Einwohner wurden theils erschossen, theils gehenkt. Im Augenblick ist die Gährung in Sibirien noch immer bedrohlich und in den großen Städten löst ein Strike den anderen ab.

Nach zuverlässigen Berichten aus der Front in Polen sind unter den russischen Truppen Typhus- und Choleraepidemien ausgebrochen, die große Opfer fordern. Der Mangel an Verbandmaterial und Arzneien macht sich von Tag zu Tag in immer furchtbarerer Weise geltend. Die Ausrüstung der russischen Reichswehr ist außerordentlich mangelhaft. Nachdem sie sechs Wochen lang von Offizieren, die 10 bis 20 Jahre nicht mehr im Dienst waren, einexerziert worden sind, werden sie sofort zur Front gesandt. Oft kann man diese Reichswehrsoldaten mit alten abgenutzten Marineuniformen bekleidet sehen. Das Schlimmste aber ist doch der Mangel an Offizieren und Unteroffizieren. So kann man als Beispiel ein Regiment erwähnen, von dessen 84 Offizieren 57 verwundet oder gefangen genommen wurden, während 10 fielen, so daß nur noch 11 Offiziere vom ganzen Offizierkorps übrig blieben. Es stellte sich bald die Unmöglichkeit heraus, die Posten mit neuen Offizieren zu ersetzen. So kommt es, daß oft ein Leutnant zwei Kompagnien kommandirt.

Die Mannschaften versuchen alles Mögliche, um kriegsunbrauchbar zu werden, damit man sie endlich heimsende zu den hungernden Frauen und Kindern, von denen viele krank sind. Alle Briefe, die von den Frauen oder Verwandten der Soldaten ankommen und derartige Berichte enthalten, werden vernichtet. Man befürchtet nämlich, daß die Soldaten, wenn sie Kenntnis erhalten von der Nothlage, in der ihre Familien sich befinden, desertiren und trotz der Strafen, denen sie sich aussetzen, den Versuch machen würden, nach Hause zu gelangen. Noch niemals hat der Betrug so im russischen Reiche geblüht, wie gerade jetzt. Jeder Einzelne versucht vom Staate soviel zu räubern, wie dies irgend möglich ist. Langsam kommt auch die Kadettenpartei zu der Einsicht, daß ihre Träume von Freiheit und Glück für Rußland nach Besiegung des „deutschen Militarismus" nur ein leerer Wahn war. Die russische Regierung hat nichts gelernt und nichts vergessen. Die vom Minister des Innern gemachte Mittheilung, daß die russische Regierung nicht daran denke, den fortschrittlichen Parteien nachzugeben, hat besonders zu der Ernüchterung dieser Partei beigetragen. Wenn das russische Heer nach der zweiten Niederlage an den Masurischen Seen noch einmal so gründlich geschlagen werden sollte, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß die Revolution in Rußland dann ihr Haupt erheben könnte. Man glaubt jetzt, daß Rußland durch einen Krieg mit den Centralmächten nichts gewinnen könne, während die Aussichten nach dem Osten ein dankbares Feld für die russische Expansion darstellen.

Krieg und Montanindustrie.

Das erste Heft der Sammlung „Krieg und Volkswirthschaft" ist erschienen. Professor M. Krahmann, Dozent für Bergwirthschaftslehre an der königlichen Bergakademie zu Berlin, ist der Verfasser. Es kann nicht wundernehmen, daß auch das Berg- und Hüttenwesen durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen worden ist, und zwar gleicherweise in den am Kriege betheiligten Ländern wie in den neutralen Gebieten. Insbesondere die Kohlenindustrie und die Eisengewinnung treten dabei in den Vordergrund des Interesses. Erfreulicherweise hat der Krieg die Lage Deutschlands bezüglich seiner Versorgung mit Kohle und Eisen keineswegs verschlechtert, sondern noch verbessert, während einige der Gegner durch die Besetzung wichtiger Industriegebiete eine ganz erhebliche Schwächung ihrer industriellen und militärischen Leistungsfähigkeit erfahren haben. Unter seinen Leitsätzen, die der Montanindustrie als Kriegslehren dienen sollen, hebt auch Krahmann hervor, daß alle Produkte, die im eigenen Lande nicht vorhanden sind, aber in Kriegszeiten nothwendig erscheinen im Frieden im Auslande mit staatlicher Hilfe beschafft und als Kriegsfonds aufgespeichert werden.

Die Wacht am Rhein.

Kennt Ihr das Lied, das wie vom Sturm getragen,
Durch Deutschlands Gauen wie ein Wetter zieht?
Bei dessen Klang die Herzen höher schlagen,
Das deutsche Auge von Begeist'rung glüht?
Es zuckt wie Blitze Eichen zu zersplittern,
Wie Kriegsgeschmetter schlägt es zündend ein.
Es ist das Lied, vor dem die Feinde zittern,
Der mächtige Schlachtgesang: Die Wacht am Rhein!

Der stolze Rhein, der Zeuge hell'ger Kriege,
Der Ruhm der Väter, mit dem Schwert erkauft;
Er bleibt das Monument der deutschen Siege,
Das mit dem Blut der Edelsten getauft!
O, brause hin, du Lied, durch Deutschlands Gauen:
„Des Stromes Hüter bleibt die deutsche Wacht!"

Der deutsche Rhein mit seinen Burgruinen,
Mit seinem Siegesdenkmal stolz und schön —
Den Wein, die im Sonnengolde grünen,
Mit seinen Rebgeländen auf den Höh'n!
Es ist und bleibt der Ruhm der deutschen Lande!
Germania! Nun magst du ruhig sein!
Kein Feind nimmt je Besitz von deinem Strande:
Denn fester steht als je Die Wacht am Rhein!

Weibliche Kraftfahrtruppen.

Die Lyoner Blätter melden, daß in Paris von Frauen ein Automobilclub gegründet worden ist, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, daß alle Frauen, welche die Erlaubnis besitzen, Kraftwagen zu lenken, militärisch ausgebildet werden und sich der Heeresverwaltung zur Verfügung stellen.